

Die Klarheit, die uns blendet

Die Deutschen und der Krieg in der Ukraine

(Ungekürzte Originalfassung meines in der „Zeit“ Nr. 12/2015 unter dem Titel „Was Putin treibt“ veröffentlichten Beitrags)

Gerd Koenen

Michail Gorbatschow wusste, wovon er sprach, als er irgendwann in den späten 1990er Jahren bemerkte: Wenn die Sowjetunion sich so aufgelöst hätte wie das ehemalige Jugoslawien, würden die dort tobenden Kriege und Bürgerkriege im Vergleich wie ein Flohwalzer erscheinen.

Ein Jahr nach der blitzschnell und generalstabsmäßig vollzogenen Annexion der Krim und der parallelen Entfesselung eines militärisch und politisch von Russland genährten Sezessionskriegs im Donbass gibt es wenig Zweifel, dass Wladimir Putin entschlossen ist, die „größte geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts“, von der er 2005 gesprochen hat, den Zerfall der UdSSR, Zug um Zug zu korrigieren oder wenigstens zu kompensieren. In seiner Antrittsrede im Dezember 2012 zu seiner (faktisch) vierten Amtszeit, die tatsächlich eine Ära begründet (die bis mindestens 2024 dauern soll), steckte er das Ziel noch weiter und dramatisierte es gleichzeitig: Das „Leben künftiger Generationen“, sagte er, hänge davon ab, ob die Russen sich als fähig erweise, „zu den Anführern ganz Eurasiens“ zu werden. Das also ist sein historisches Projekt, mit dem er in die Geschichtsbücher eingehen will: Wiederaufrichter Russlands, Anführer Eurasiens. Es stellt die gesamte, vertraglich fixierte Staatenordnung dieser nach-sowjetischen Weltregion in Frage und verleiht auch dem an sich vernünftigen Projekt einer „Eurasischen Union“ den Charakter einer imperialen Neugründung. Und die Ukraine ist darin das unverzichtbare Kernstück, der Königshappen.

Daher wird die in Minsk unterschriebene Verpflichtung, die territoriale Integrität des Nachbarlandes zu respektieren (minus der Krim), zunächst auf den Versuch hinauslaufen, dieses fragile Staatswesen im Ganzen zu lähmen und zu desorganisieren – eben mit Hilfe der Separatisten, für deren desolate „Volksrepubliken“ Moskau keine Renten und Gehälter zahlen, keine Wiederaufbauhilfe leisten und keine Verantwortung übernehmen will. Die Tatsache, dass diese hochgerüsteten Ministaaten sich selbst als das Piemont eines von Putin selbst ins Spiel gebrachten neuen Staatswesens namens „Neurussland“ proklamiert haben, mit eigener Fahne und eigenem „Parlament“, und dass auf den im Netz kursierenden „historischen Karten“ die Grenzen dieses erst noch zu gründenden Nebenreichs von Charkiw über Dnipropetrovsk und Mariupol bis Odessa reichen, wo sie Anschluss an das russische Militärprotektorat Transnistrien finden sollen, kann dann zumindest als konstante Drohung und Katalysator einer „hybriden“ verdeckten Kriegführung in diesen Städten und Gebieten dienen. Fest steht nur eins: Selbst eine „finlandisierte“ Ukraine als ein demokratisch verfasstes, der EU assoziiertes, womöglich prosperierendes Staatswesen kann und will Moskau nicht hinnehmen.

Die USA sind entgegen allen Behauptungen an diesem Konflikt auf fatale Weise desinteressiert, da sie Russland nur noch für eine „Regionalmacht“ halten und im Nahen Osten wie in Ostasien, wo für sie viel mehr auf dem Spiel steht, alle Hände voll zu tun haben. Die Europäische Union und die NATO halten bisher bemerkenswert stabil zusammen, aber die Risse und Bruchstellen sind unter dem Druck der vielen Krisen leicht auszumachen. Sie auszutesten, ist jedenfalls das weitergehende, parallele Ziel der weltpolitischen Machtprobe, auf die Putin es mit impliziter Rückendeckung Chinas, das eigene, große Hegemonieziele und Territorialforderungen im ost- und südchinesischen Meer verfolgt, jetzt offensiv anlegt.

+++++

In dieser Situation hat die Regierung Merkel-Steinmeier eine beachtliche Standfestigkeit mit nachgerade heroischen Bemühungen verbunden, so

weit irgend möglich als Vermittler und Dolmetscher zu dienen, zuletzt eben im Marathon von Minsk, der wenigstens eine Atempause gebracht hat. Man will den Gesprächsfaden (den historischen „Draht nach Moskau“) nicht völlig abreißen lassen, versucht, rote Linien zu ziehen (vor Mariupol oder beim estnischen Narwa), und es werden allerhand tastende Überlegungen angestellt, wie man Russland mit neuen, weitergreifenden Angeboten saturieren, vielleicht sogar mit einer Art neuer „Neuer Ostpolitik“ wieder einbinden könnte. Diese politische Tradition aufzurufen, heißt natürlich implizit anzuerkennen, dass wir – ob wir es wollen oder nicht – in einem neuen Kalten Krieg stehen.

Aber die eigentlichen Proben aufs Exempel der deutschen Standfestigkeit stehen uns womöglich erst bevor. So breit die Mehrheiten im Berliner Bundestag und in der Koalition waren und (noch) sind und so unbeirrbar das Gros unserer Print- und Fernsehjournalisten seine professionelle Arbeit tut – es ist nicht zu übersehen, dass in dieser wie in kaum einer anderen Frage Parteien wie Medien sich in einer gravierenden, zum Teil schrillen Dissonanz mit einem erheblichen Segment der deutschen Öffentlichkeit und Gesellschaft bewegen. Nicht zu übersehen ist auch, dass diese Dissonanzen inzwischen in einer professionellen Weise geschürt werden, wie wir das ebenfalls nur in der Zeit des „Kalten Kriegs“ gekannt haben. Nur ist das Strickmuster des „Informationskriegs“, den Putins Russland jetzt erklärmaßen offensiv führt, mittlerweile viel ausgeklügelter als die alten sowjetische Propaganda, und die Klaviatur der Motive, Affekte, Ressentiments, Interessen und Lebenshaltungen, auf der da gespielt wird, viel weiter aufgefächert. Aber das Instrument liefern wie eh und je wir selbst: die demokratischen Öffentlichkeiten des Westens, die den Moskauer Virtuosen, mit Putin als Maestro und Taktgeber, samt ihren internationalen Begleitorchestern und Mundstücken die Titelstories, Talktribünen, Zeitungsspalten und Internetplattformen zur Verfügung stellen – demokratische Selbstverständlichkeiten, die der Kreml seinen inneren Opponenten und auswärtigen Kritikern keine Minute lang gönnt.

Aber es lohnt nicht, darüber zu lamentieren: Denn wenn diese Propaganda Wirkung erzielt, dann weil die neue, hybride Moskauer Weltpolitik an vielen aktuellen oder historisch verwurzelten Affekten, Mentalitäten und Erfahrungen ihrer Adressaten anknüpfen kann. Und dafür ist Deutschland – mehr womöglich als andere europäische Länder – noch immer ein potentiell fruchtbarer Boden.

Dazu gehört an allererster Stelle eine Kriegsangst und Konfliktscheu, die eine historisch erworbene zivilisatorische Errungenschaft ist – allerdings nur, insoweit sie nicht bedeutet, sich wohlstandschauvinistisch abzuschirmen und gutschweizerisch im Trockenen zu halten. Das ist oft eine dünne Linie, und war es von Anfang an. Schon Adenauer mied es während des Aufstands in Ostberlin und der DDR im Juni 1953, sich zu zeigen oder zu äußern, so wie noch einmal beim Mauerbau im August 1961. Die „neue Ostpolitik“ der alten Bundesrepublik, die Brandt eingeleitet und Schmidt, Kohl und Genscher dann bruchlos weitergeführt haben, hat zur Auflockerung der Blöcke und der Spaltung Europas gewiss entscheidend beigetragen. Aber sie konnte (wie in der Zeit der „Solidarność“ und des Kriegsrechts in Polen 1980/81) auch eine ziemlich engherzige, dem baren Status quo verpflichtete bundesdeutsche Interessenpolitik sein, die, etwa aus dem Munde von Egon Bahr, der sowjetischen Breschnew-Doktrin, also der Vorläuferin der heutigen Putin-Doktrin einer begrenzten Souveränität der Nachbarstaaten, sehr weit entgegenkam – so wie heute auch wieder. So blieb und bleibt diese Politik in vielem blind für das Wachstum der zivilen Oppositionen und die ideologischen und politischen Zerfallsprozesse in der sowjetischen Machtsphäre, damit aber für viele der Entwicklungen, die zum historischen Umbruch von 1989 geführt haben.

Umso mehr haben die Deutschen Michail Gorbatschow verehrt wie keinen anderen ausländischen Staatsmann, nicht Kennedy, schon gar nicht Obama – ohne die geringste Ahnung, in welchen Bredouillen der Mann von Anfang an steckte, und ohne bis zum heutigen Tag zu begreifen, warum Gorbatschow im gegenwärtigen Russland der verhassteste aller ehemaligen

Führer der UdSSR ist. Es sind exakt dieselben Gründen, aus denen die Deutschen ihn so verehren: als der Überwinder des Kalten Kriegs und Pater der deutschen Einheit. Viele sind auch nur zu gerne bereit, Putins Dolchstoßlegende zu glauben: dass Helmut Kohl es dem Gorby damals in die Hand versprochen habe, dass „die NATO nicht vorrücken werde“ – so als hätte ein deutscher Kanzler einem sowjetischen Staatschef garantieren können oder dürfen, dass im Tausch gegen die deutsche Einheit den gerade frei gewordenen Ländern Mitteleuropas ihre in UN-Charten und OSZE-Abkommen verbrieften Rechte auf Bündnisfreiheit und letztlich auf volle Souveränität zu verwehren seien! Eine Vorstellung, die so ahnungslos wie abgründig ist.

+++++

Ja, die stets beschworenen „Lektionen der Geschichte“! Wie glatt das geht, dass ein Gutteil der so geschichtsbewussten Bundesdeutschen bereit ist, dem heutigen Russland eine Sicherheits- und Einflusszone zuzugestehen, die in etwa dort verläuft, wo Ribbentrop für Hitler und Molotow für Stalin im August 1939 mit fettem Stift die Landkarte des östlichen Europa vom Baltikum quer durch Polen bis nach Rumänien geteilt haben. Das war aber eine Teilung Europas, die keinen zufälligen Charakter trug, sondern die entlang sehr alter großdeutscher wie großrussischer Mentalitätslinien verlief. In Berlin wie in Moskau galten die 1919/20 geschaffenen und völkerrechtlich anerkannten neuen Staaten Mitteleuropas ja nur als ein von den westlichen Siegermächten installierter feindlicher „Cordon sanitaire“, den die Revisionspolitik der Weimarer Republik und Sowjetrusslands gemeinsam zu durchbrechen suchten. Dazu hatte die keineswegs „unnatürliche“, sondern aus einem alten imperialen Interessenfonds gespeiste Zusammenarbeit von Reichswehr und Roter Armee bis 1933 gedient; und dazu diente zunächst auch der gemeinsam entfesselte Zweite Weltkrieg zwischen 1939 und 1941. Hier, in der Formel vom störenden und künstlichen „cordon sanitaire“, hat das Konstrukt einer angeblich „vorrückenden“ NATO, die Russland von Eu-

ropa und namentlich von Deutschland abriegeln wolle, seinen direkten historischen Vorläufer.

Der richtige Weltkrieg begann für die Deutschen ja auch tatsächlich erst 1941, nicht 1939. Bis dahin war alles noch Blitzkrieg und Kraft durch Freude, mit polnischen Gänsen und französischen Nylons. Auch der mit viel pyrotechnischem Aufwand und publizistischer Begleitmusik produzierte Fernseh-Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“ begann deshalb erst im Jahr 1941; und seine unwahrscheinlichen Protagonisten, eine deutsch-jüdische Swingjugend von 1940, gehen erst ab dann durch eine Hölle, in der sie es außer mit geilen und brutalen SS-Leuten und mit antisemitischen polnischen Partisanen vor allem mit tellurischen Gegnern von Format zu tun bekommen, mit russischen Rotarmisten, die ohne Rücksicht auf Verluste mit „Urrah“ kämpfen und den Deutschen, so weit sie überleben, Demut beibringen.

So ist in der, über die Generationsgrenzen hinweg tradierten Weltkriegserfahrung der Deutschen, „Stalingrad“ zur zentralen Metapher geworden, neben „Auschwitz“ als der Chiffre einer ewigen Beschämung, aus der politisch nichts Eindeutiges folgt, und neben „Dresden“, das im deutschen Zivilbewusstsein eine eigentümliche Mischung aus bereitwilliger Unterwerfung und untergründigem Ressentiment hinterlassen hat. In der Chiffre „Stalingrad“ trifft der neue russische Geschichtsdiskurs sich mit dem deutschen Durchschnittsbewusstsein: Alle „im Osten“ damals begangenen Kriegsverbrechen, ob in Polen, im Baltikum, in Weißrussland oder in der Ukraine, und alle, die immensen im Großen Vaterländischen Krieg erbrachten Opfer der alten multinationalen UdSSR werden moralisch und politisch einer mythischen „Mutter Heimat“, einem ewigen „Russland“ aufs historische Habenkonto gesetzt – genau so, wie Stalin das 1945 als erster getan hat und wie Putin das heute für sich und sein Restimperium reklamiert.

Nur so ist es ihm überhaupt möglich, eine Politik offener Aggression und territorialer Expansion wie jetzt gegen die Ukraine, und vielleicht morgen gegen Estland oder Lettland, unter dem Banner des „Kampfs gegen den

Faschismus“ zu führen. Erstaunlich viele Bundesbürger sind bereit, ihn darin mindestens „zu verstehen“ – und so der Klarheit des gegenwärtigen Moments, die uns blendet und (zu Recht) ängstigt, auszuweichen.

+++++

„Russland verstehen“ kann aber gerade nicht heißen, das, was unter unseren Augen geschieht, zu verleugnen oder wegzudiskutieren – sondern zu verstehen, was Putin und seine Machtelite im Kern antreibt. Das ist die Frage der Stunde. Natürlich kann man à la Krone-Schmalz hundert Versäumnisse der europäischen Politik gegenüber Russland herunterbeten, und man kann alle möglichen Rechtsbrüche, Anmaßungen und sogar Verbrechen einer amerikanischen Weltpolitik aufzählen. Aber nichts davon begründet oder rechtfertigt die Aggression gegen die Ukraine. Und nichts davon gibt ernstlich Anlass für die paranoiden Weltkonstruktionen, in die Putin und seine Ideologen sich und ihr Volk, und per Außenpropaganda uns alle, jetzt einspinnen, worin die Amerikaner nun, wie einst die Tataren und die Polen, Napoleon oder Hitler daran gehen, das Heilige Russland zu vernichten.

Jörg Baberowski hat in der letzten Ausgabe dieser Zeitung („Der Westen kapiert es nicht“, Die Zeit No. 11) mit einer ziemlich radikalen, für einen ausgewiesenen Stalinismusforscher erstaunlichen Argumentation dafür plädiert, Russland bei der Wiederaufnahme seiner „imperialen Mission“ am besten freie Hand zu lassen. Die „Heimat“ von Millionen einstigen Sowjetbürgern, sagt Baberowski, sei nun einmal „das Imperium“ gewesen. Die Ukraine sei doch ein reines „Produkt der sowjetischen Nationalitäten- und Eroberungspolitik“ (!), ihre nationalistischen Selbstkonstruktionen und Leidenskulte verdienten keinen besonderen Respekt. Verbrechen wie die Ermordung von Millionen durch Hunger oder Terror seien „an allen Völkern der UdSSR verübt worden“, und der poststalinistische Sowjetmythos habe wenigstens „die Opfer auf paradoxe Weise integriert“, statt sie in Nationalitäten zu trennen.

Im Übrigen habe die große Mehrheit der Russen wie aller ehemaligen Sowjetbürger angesichts der Erfahrungen des katastrophischen Zerfalls und der

Anarchie der 1990er Jahre eine ordnende, den Wohlstand hebende „Diktatur“ (!) wie die Putins (man darf ergänzen: Lukaschenkas und der übrigen Potentaten der „Eurasischen Union“) gern in Kauf genommen. Denn: „Das Ende der Demokratie war der Preis, der dafür entrichtet werden musste“, dass eine gewisse „Ordnungssicherheit“ wieder hergestellt wurde. Und wenn man ewig daran herumnörgelt, dass die große Mehrheit der Russen eine konservative und autoritäre einer liberalen und pluralistischen Gesellschaftsordnung offenbar vorziehe, dann verstärke das nur ihre Gefühle einer „tiefen Demütigung“. Leider begriffen die westlichen Politiker und Journalisten nicht, dass „Territorien und ihre Menschen eine Geschichte haben ...“, dass Imperien andere Interessen verfolgen als Nationalstaaten, dass pluralistische Gesellschaften auf Voraussetzungen beruhen, die mühsam erarbeitet werden müssen“.

Wenn sich die Verblüffung etwas gelegt hat, wird man als erstes natürlich fragen, wer Russland und Putin, der jetzt 15 Jahre regiert, gehindert hat, diese „Voraussetzungen“ zu schaffen. Und ist die Kombination aus „Diktatur“, einem retortenhaften Konservativismus und einer aufgefrischten „imperialen Mission“ wirklich das, was das Land jetzt braucht – oder nicht eher das Gegenteil? Hat nicht gerade Baberowski uns in seinen Arbeiten über die bolschewistische und stalinistische Nationalitätenpolitik der 1920/30er Jahre eindrücklich gezeigt, in welchem Grade die Wiederausführung des „Imperiums“ auf einer Vergewaltigung der Masse der russischen wie der nicht-russischen Bevölkerungen beruht hat? Und umgekehrt: Beruhte der sang- und klanglose Auseinanderfall dieses „Imperiums“ nach 1989 nicht zuallererst auf der einfachen Tatsache, dass dieser Staatsmoloch von Moskau aus überhaupt nicht mehr regiert werden konnte? War die Schwäche Gorbatschows und der luftleere Raum, in dem er sein Projekt einer „Perestrojka“, eines großen Umbaus der Sowjetunion, zu verwirklichen suchte, nicht vor allem der komplette Mangel an Strukturen und Institutionen, an gesellschaftlichen Gliederungen und autonomen Subjekten einer selbsttragenden Wirtschaftsdynamik? Hatte Jelzin nicht insoweit doch einen

nüchternen Realitätssinn und wahrhaft lichten Moment, als er die leere Staatshülle und monströse Suprastruktur namens UdSSR absprenge und versuchte, den Zerfall dieses anachronistisch gewordenen „Imperiums“ in Einzelrepubliken wenigstens vertraglich und friedlich-schiedlich zu gestalten?

Dass der Westen Russland nicht versteht, mag sein. Aber versteht Russland sich selbst? Oder ist es nicht vielmehr sein Kardinalproblem, dass es weder in der Lage noch bereit ist, dem ins Gesicht zu schauen, was es sich historisch zu einem großen Teil selbst angetan hat, und wirklich zu verstehen, was die Gründe seines erneuten, ureigenen epochalen Scheiterns gewesen sind? Stattdessen wird frenetisch nach äußeren Feinden und deren inneren Agenten und „fünften Kolonnen“ gefahndet. Sollte dieses Syndrom Jörg Baberowski nicht allzu bekannt vorkommen?

+++++

Wenn ein deutscher Historiker, der die Geschichte der stalinistischen Sowjetunion (vielleicht allzu einseitig) als eine Gewaltgeschichte geschrieben hat, nach all seinen Studien zu solch fragwürdigen, letztlich ahistorischen Schlüssen über die imperiale Mentalität der Russen und ehemaligen Sowjetbürger gelangt, dann können vielleicht eher die von der weißrussischen Autorin Swetlana Alexijewitsch gesammelten Lebensberichte russischer (und weißrussischer) Männer und Frauen einen Zugang eröffnen, wie sie sie in ihrem letzten Buch „Second-hand Zeit“ versammelt hat. Dieses ungeheure, polyphone, wie zu einem antiken Schicksalschor sich fügende Konzert von Stimmen, ermöglicht es, die Tiefe der Verstörungen annähernd zu ermessen, die die beispiellose Folge von Krieg und Bürgerkrieg, Hunger, Terror und wieder Krieg, von kurzen Triumphen und umso tieferen Enttäuschungen, kurzum: die ganze tragische Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert in den Gemütern seiner Subjekte hinterlassen hat, und das auch in zweiter oder dritter Generation. Da rühmen alte Männer die eiserne Faust Stalins, der alle inneren Feinde vernichtet habe, bevor er Russland gerettet habe – und berichten dann unvermittelt, wie sie selbst durch die Mühle von

Folterungen, Entwürdigungen und Zerstörungen gedreht worden sind und „alles gestanden“ haben. Jüngere Intellektuelle, die als Anhänger Gorbatschows im Rausch der Perestrojka sich von der Luft und der geistigen Spannung der Zeit genährt und 1991 auf den Barrikaden in Moskau gestanden haben, um die Panzer der Putschisten aufzuhalten, schauen als unglückliche, dabei nicht einmal erfolglose Businessleute mit einer Art zynischer Wehmut auf ihre damalige Naivität zurück.

Damals, als im ganzen weiten Land die Massengräber sich öffneten, als viele ins Vergessen gestoßene Figuren der russischen Literatur und Künste, der Wissenschaften und der Politik nacheinander „rehabilitiert“, ihre verschwundenen Texte und Bilder wieder gedruckt und ausgestellt wurden, als endlich der ganze Reichtum der russischen wie der anderen Kulturen dieses Vielvölkerreichs wieder zu besichtigen war, da haben viele Angehörige der sowjetischen Intelligentsia leidenschaftlich versucht zu verstehen, was sich das Land in diesem Jahrhundert selbst angetan hat – und sind daran irre geworden, so als hätten sie in das Gesicht einer Medusa geschaut.

Es ist wahr: Nicht wenige haben sogar diesen zaghaften Versuch einer kritischen Revision ihrer Geschichte und ihrer Biographien bereut, als das „Große Land“, die Sowjetunion, die nun einmal ihre Lebenswelt gewesen war, in der Ära Jelzin über Nacht zusammenbrach, und mit ihr die bescheidenen materiellen Sicherheiten und Ersparnisse verschwanden, die angesichts der plötzlich hereingebrochenen kapitalistischen Raubwirtschaft doch etwas von „sozialistischen Errungenschaften“ zu haben schienen. Und dieser neue, katastrophische Umbruch geschah ja in Wirklichkeit wieder ganz von innen heraus, ohne nennenswerte äußere Feinde. Und genau das war für viele, vielleicht sogar die meisten wieder kaum zu verstehen und als Gedanke schon unerträglich. Und schon damals, in den frühen 1990er Jahren, hat das eine Unmasse trüber Verschwörungstheorien und manischer Zwangsgedanken nach oben gespült. Die Supermacht UdSSR war „im Felde unbesiegt“ – und doch gefallen. Einige Beobachter sprachen damals von einem „russischen Versailles-Komplex“.

Natürlich, alle direkten historischen Analogien sind falsch. Aber man könnte aus den Reden und Interviews Putins und seiner Stichwortgeber eine erstaunliche Zitatologie zusammenstellen, die in vielem eben doch an die deutschen Hysterien dieser Zwischenkriegszeit erinnert. Russland, heißt es da, sei heute wie seit Jahrhunderten das Objekt einer Politik der Eindämmung, die im Grunde darauf abziele, es zu zerstückeln. Dabei sei es ja schon „die größte geteilte Nation der Welt“. Aber das reiche seinen Feinden nicht: „Hochrangige Politiker“ im Westen hätten „das Fell des Bären“ schon aufgeteilt, indem sie etwa behaupteten, Russland sei nicht in der Lage, seine immensen Reichtümer zu heben und leeren Territorien zu bewirtschaften. Umso mehr müssten die Russen aufpassen, so Putins obsessive Mahnung, „sich nicht selbst zu verlieren“, sonst werde ihr Land „in der Welt aufgelöst werden“. Sie müssten zu den „traditionellen Werten“ ihrer Geschichte zurückkehren, denen sie alle ihre historischen Siege verdankten.

Nur, was sind die „traditionellen Werte“ dieser russisch-sowjetischen Geschichte? Seit Jahren hat Putin sich persönlich an die Spitze des Versuchs gestellt, mittels symbolischer Gesten und knapper Bemerkungen mit Hilfe ganzer Stäbe von Spindoktoren und Ideologiedesignern an einer neuen, hyper-patriotischen Staatserzählung zu arbeiten. In ihr soll alles, was in der realen Geschichte Russlands und seines 1917 zusammengestürzten und von den Bolschewiki gewaltsam wiederaufgerichteten Imperiums so total und so mörderisch wie nur möglich getrennt gewesen ist, wieder zusammengeñäht und miteinander gepaart werden: der Zar und Stalin, die Kirche und die Geheimpolizei, die weißen Generäle und die roten Kommissare, die namenlosen Opfer des Terrors und ihre willigen Exekutoren. Einen Historiker kann es angesichts dieser Plastinaten gleichenden, artifiziellen Figurenarrangements lebender Toter eigentlich nur schaudern. Aber darin bildet sich eben nicht nur ein mentales, sondern auch ein reales Symptom ab, das man so ernst wie nur möglich nehmen muss: das einer inneren Leere, räumlich und historisch, ideologisch und politisch, und jedenfalls einer fun-

damentalen Selbstunsicherheit. Es sind die Furien des Verschwindens, die Putin und sein Russland hypnotisch in ihren Bann schlagen.

+++++

Die heutige Russische Föderation ist, auch nachdem sie sich als Macht- und Territorialstaat berappelt hat, noch immer nur ein Staatswesen mit einem Sozialprodukt von Größe Italiens oder, näherliegender, Brasiliens, das zum übergroßen Teil aus Energie- und Rohstoffexporten generiert wird, in zweiter Linie dann aus Rüstungsgütern – nicht gerade ein neues „Obervolta mit Raketen“, wie Helmut Schmidt die alte Sowjetunion einmal sehr überspitzt genannt hat, sondern eher eine Art gigantisches Scheichtum mit Raketen und Flugzeuggeschwadern aller Reichweiten, mit Panzerarmeen und Spezialtruppen sowie einer Kriegsflotte, die von Wladiwostok, Sebastopol, Murmansk und Kronstadt aus wieder alle Weltmeere befährt. Russland hat sich in der Ära Putins rundum und bis tief in die Gesellschaft hinein remilitarisiert, nicht zuletzt in Form paramilitärischer, von Reservisten geführter, von Priestern gesegneter, von Geheimdienstlern instruierter Verbände, die jetzt, analog zu den deutschen Freikorps in Oberschlesien Anno 1921, auch das Rückgrat der Donbass-Verteidiger bzw. Neurusland-Eroberer bilden.

Aber von wenigen Ausnahmen abgesehen, hat das postsowjetische Russland keine eigene, zivile Industriebasis mit den dazugehörigen technologischen und wissenschaftlichen Ressourcen zu erhalten oder neu zu begründen vermocht. Und es kann tatsächlich seine unermesslichen Flächen und Bodenschätze kaum noch angemessen bewirtschaften oder erschließen.

Das ist der fundamentale Unterschied gegenüber der zweiten Hauptmacht des ehemaligen Weltkommunismus, der Volksrepublik China – an die Putin sein Restimperium unter dem Druck der westlichen Sanktionen jetzt durch einen vermeintlich triumphalen, womöglich aber ruinösen Pipeline-Vertrag angekoppelt hat. Wenn Russland von irgendeiner Seite in seinem Bestand gefährdet wäre, denn wohl eher von einem schleichenden friendly take-over seiner erhofften neuen Rück- und Achsenmacht, eben China.

Denn Russland schrumpft – und keineswegs nur an seiner sibirischen Peripherie, sondern mitten in seinen Zentralprovinzen, in denen zehntausende Dörfer verlassen sind und ländliche Mittelpunktorte sowie ehemalige industrielle „Monotowns“ veröden. Die Bevölkerungszahl sinkt rapide, von den 1990er Jahren bis heute um 8 Millionen. Diese demographische Abwärts-spirale ist mit den entsprechenden Phänomenen in den entwickelten Ländern Europas nicht zu verwechseln. Vielmehr kombiniert sich darin eine niedrige Geburtenrate mit der massiven Abwanderung gerade der jüngeren, gebildeten, städtischen Schichten (eine Million im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends), vor allem aber mit der fast auf afrikanischem Niveau stagnierenden Lebenserwartung der Männer, die wenig älter als 60 Jahre werden.

In der deformierten Bevölkerungspyramide des heutigen Russland spiegeln sich aber nicht nur die aktuellen sozialökonomischen Defizite, sondern noch immer die fast beispiellosen Katastrophen der vergangenen Geschichte – die sich in einer kaum zu ergründenden Weise auch in den Mentalitäten der Menschen abgelegt haben. Schon der erste Zyklus von Krieg und Revolution, Bürgerkrieg und Hunger zwischen 1914 und 1922 hatte einen Bevölkerungstribut von 14,5 Millionen gefordert, vor allem an jungen Männern. Der zweite Zyklus von Kollektivierung, Hungersnot, Sklavenarbeit und Großem Terror von 1929 bis 1939 hat noch einmal über 10 Millionen Menschen das Leben gekostet. Und zu all diesen selbstzugefügten Katastrophen kamen dann die 20 bis 30 Millionen Toten des Zweiten Weltkriegs, von denen ein nicht geringer Teil (aber darüber ist es heute unter Strafe verboten zu sprechen!) ebenfalls direkt oder indirekt auf das Konto des eigenen Regimes gerechnet werden müssen: vom Spiel Stalins mit den Weltmachtambitionen Hitlers 1939 über seinen verbrecherischen Leichtsin im Jahr 1941 bis zum verschwenderischen Umgang mit dem eigenen Soldaten- und Menschenmaterial – Befunde, die die Verbrechen des deutschen Vernichtungskriegs im Osten um nichts geringer, nur noch schlimmer machen!

„Russland verstehen“ und der deutsch-russischen Verstrickungen im Krieg wie im Frieden eingedenk zu sein, heißt gerade, sich des fatalen Zirkels bewusst zu werden, in den dieses von seinen imperialen Erbschaften erdrückte und Phantomschmerzen geplagte Land wieder im Begriff steht einzuschwenken. Es stimmt: Festigkeit gegenüber der Aggression muss sich mit Angeboten auf Kooperation, Frieden, gute Nachbarschaft verbinden – allerdings nicht so, dass sie eben doch signalisieren, man sei bereit, militärisch geschaffene Fakten schrittweise hinzunehmen. Würde aus Minsk II ein Dayton II, hieße das, die Ukraine in eine „bosnische“ Lähmung zu stürzen, die für alle Seiten katastrophal wäre. Man muss stattdessen standhaft warten, bis das neoimperiale Projekt Putins an seine inneren und äußeren Grenzen stößt – die es in Wirklichkeit längst erreicht hat.